

*Chris Hulin*

---

aus Deutschland



## Stipendien-Aufenthalt in Nepal

vom 09. März bis 09. Juni 2000

# **Kinderarbeit in Nepal**

Von Chris Hulin

Nepal, vom 09.03. – 09.06.2000

# Inhalt

„Shangri-La“ – Vom Mythos Nepal

Kinderarbeit in Nepal

Ein paar Zahlen

Nepals „Wilder Westen“

Straßenkinder

Abschied von einem Mythos – Kinderarbeit in Teppichfabriken

Danke

## „Shangri-La“ – Vom Mythos Nepal

Vom Mythos „Shangri-La“ aus James Hiltons Roman „Der verlorene Horizont“ lebt der Nepal-Tourismus bis heute. In Hiltons Buch ist „Shangria-La“ der Name eines versteckten Tals im Himalaya, in dem Menschen friedlich das Idealbild einer menschlichen Gemeinschaft in einem Kloster leben. Ein Paradies. Die Utopie dachte sich Hilton zwischen den zwei Weltkriegen des letzten Jahrhunderts aus. Seit Hiltons Buch träumen westliche Sinnsucher ebenso wie Trekkingtouristen vom verlorenen Paradies in einem verborgenen Hochtal des Himalayas. Nepals Tourismusbranche hat diesen Traum längst erkannt und träumt vom eigenen „Shangri-La“ in harter westlicher Währung. Gerne flechten sich Guesthouses, Hotels und Geschäfte darum ein „Shangri-La“ in den Namen und beschwören den Mythos weiter.

Erst seit 1950 dürfen Fremde nach Nepal reisen. Mit dem ersten Demokratieversuch und der damit einhergehenden Öffnung des Landes, wurde Nepal von einem Tag auf den anderen vom Mittelalter in die Neuzeit katapultiert. Länger als Tibet war Nepal ein verbotenes Land. Nach dem ersten Besuch eines Europäers, eines französischen Jesuitenpaters in der Mitte des 17. Jahrhunderts, sind bis dahin nur rund 200 Europäer in Nepal gewesen. Vor der Eroberungslust der britischen Kolonialherren auf dem indischen Subkontinent war Nepal durch den Dschungel im Terai, dem südlichen Flachland, geschützt. Der Urwald war Malariagebiet und galt als undurchdringliche Fieberhölle. Heute sind vom einst undurchdringlichen Urwald nur noch zwei Nationalparks geblieben. Nach den Bergen ist der Dschungel – Tiger und Rhinoceros sei Dank – Nepals zweites touristisches Standbein. Der Norden des Landes wird damals wie heute von den Bergen des Himalayas geschützt. Nach wie vor bildet das Himalayamassiv eine fast undurchdringliche Grenze. Wer weiß, ob es ohne diese Berge das Königreich Nepal überhaupt gäbe? 800 km misst das Land in seiner Ost-West Ausdehnung. Von Norden nach Süden sind es durchschnittlich nur 200 km. Eingekeilt wird dieses kleine Rechteck von den Supermächten Indien und China. Gute Beziehungen zu den großen Nachbarn sind in Nepal deshalb außerordentlich wichtig. Indien hat großen Einfluss auf Nepal und auch mit China möchte man es sich nicht verscherzen. Deshalb wird es z.B. dem Daila Lama nicht erlaubt die in Nepal lebenden Tibeter zu besuchen.

Von Nepal als einem paradiesischen, friedlichen Land zu sprechen, hieße, das alltägliche Leben der Menschen in Nepal zu ignorieren. Innerhalb von 50 Jahren ist die Bevölkerung in Nepal explodiert. Lebten Anfang der fünfziger Jahre ungefähr fünf Millionen Menschen in Nepal, waren es 1998 rund 22 Millionen Menschen. Kinder sind die Altersversicherung der Eltern, und ein Sohn garantiert nicht nur die Rente, sondern ist für gläubige Hindus auch

unerlässlich auf dem Weg ins Jenseits. Der älteste Sohn entzündet traditionell den Scheiterhaufen, auf dem der Körper des toten Vaters liegt. Kann der Sohn diese Aufgabe nicht wahrnehmen oder gibt es gar keinen Sohn, wird diese Aufgabe von dem nächsten männlichen Verwandten übernommen, aber der Weg ins Jenseits oder eine Wiedergeburt wird dann nicht so glatt verlaufen.

Nepal ist ein junges Land. Gut 45 % der Bevölkerung ist nach einer Zählung von UNICEF (1994) unter 16 Jahre alt. Nepal ist auch ein armes Land. Auf der Liste der ärmsten Länder der Erde rangiert es irgendwo zwischen Platz fünf und Platz zehn, je nachdem, wie man zählt. Das durchschnittliche pro Kopf Einkommen liegt in Nepal bei ungefähr 210 US Dollar im Jahr (Baedeker 1999). Diese unglaublich niedrige Zahl spiegelt die wahren wirtschaftlichen Verhältnisse der nepalischen Bevölkerung nur unzureichend wieder. Auf dem Land, wo rund 90% der nepalischen Bevölkerung lebt, wird diese Summe wohl nie erreicht. In abgelegenen Gebiete, wie z.B dem äußersten Westens Nepals, spielt Geld häufig keine oder nur eine sehr geringe Rolle. Die Menschen dort leben in der Regel von der Landwirtschaft und dem Tauschhandel. In Kathmandu und dem Kathmandu-Tal sehen die Verhältnisse natürlich anders aus. Hier wird mit Geld bezahlt, genauer gesagt mit harten Dollars. Das gilt zumindest für Touristen. Kein Hotel, kein noch so kleines Guesthouse, das seine Zimmerpreise nicht in Dollar nennt. Ein Nepali verdient durchschnittlich ungefähr 2200 nepalische Rupien im Monat, das sind rund siebzig Mark. Ein Lehrer verdient soviel. Selbst in einem armen Land wie Nepal, reicht dieses Geld kaum um eine Familie zu ernähren.

Kinder, die in Kathmandu häufig als die unsichtbaren „guten Geister“ in Restaurants, kleineren Hotels und Guesthouses arbeiten, verdienen viel, viel weniger. Manchmal auch nichts, bis auf eine tägliche Mahlzeit und etwas Kleidung. Dafür arbeiten sie häufig zehn bis sechzehn Stunden am Tag.

„Shangria-La“, das ist etwas für Touristen, die in ihren Zimmern fließendes Wasser haben und sich aufgebracht beschweren, wenn dieses Wasser nicht heiß genug aus der Leitung kommt. Wer früh morgens einige Schritte durch Chetrapathi geht, das direkt an Kathmandus Touristenviertel Thamel grenzt, sieht woher die Nepalis ihr Wasser bekommen: Männer waschen sich an öffentlichen Pumpen auf den ungepflasterten Straßen und Frauen pumpen dort das Wasser für ihren Haushalt in bauchige Krüge. Bei aller pittoresken Ursprünglichkeit ist das vor allem anstrengend. Von heißem Wasser zum Duschen redet hier niemand. Chetrapathi ist quirliges Viertel. Viele Sherpas aus den Bergen leben dort. Aber auch einer meiner Kollegen vom Fernsehen und meine Sprachlehrerin. Ein ganz normales Viertel eben. Und wenn das Wasser aus den öffentlichen Pumpen gerade im Sommer nur noch spärlich fließt, liegt das nicht nur an der Sommerzeit, sondern auch am Wasserbedarf der Touristen, die soviel mehr Wasser benötigen als die Nepalis. Trotzdem

merken die Touristen vom Wassermangel in der Regel nichts. Für sie kommt das Wasser allabendlich aus den bunt bemalten Tankwagen, die frisches Bergwasser bester Qualität in die Reservoirs der Hotels pumpen.

Das Wasser für die Bevölkerung ist oft von schlechterer Qualität. Gerade für die kleinen Kinder ist das ein Problem. Von tausend Kindern sterben in Nepal 128 bevor sie das 5. Lebensjahr erreicht haben. Sie sterben an Durchfall und Lungenentzündung, an Unterernährung, den schlechten hygienischen Verhältnissen und der mangelnden medizinischen Versorgung (Für mehr als 20 Millionen Menschen gibt es gut 1000 Ärzte, die wenigsten von ihnen leben in den armen ländlichen Gebieten).

Trotzdem lebt der Mythos von „Shangri-La“. Heilige Plätze sind im Himalaja tausend Mal heiliger als anderswo, sagen alte Schriften. Wer hier meditiert wird die Früchte der guten Taten ernten. Nepal ist von den Göttern gesegnet. Wir Deutschen scheinen eine besondere Schwäche für das kleine Land im Himalaja zu haben. Nach den Indern sind die Deutschen die zahlenmäßig stärkste Touristengruppe in Nepal. Viele kommen der Berge wegen. Schließlich stehen acht der vierzehn Achttausender der Erde in Nepal. Der Weg zum Everest Base Camp gleicht zur Trekkingsaison eher einer bevölkerten Fußgängerzone, als einem einsamen Bergpfad. Aber viele kommen auch wegen „Shangri-La“, der Spiritualität und dem Buddhismus. Das ist merkwürdig, denn Nepal bezeichnet sich als das einzige Hindu-Königreich der Erde. Über 80 % der Bevölkerung ist offiziell hinduistischen Glaubens. Die Zahl ist nur bedingt richtig: In einem Hindu-Königreich ist es nicht unbedingt ratsam anderer Religion zu sein. Und im hinduistischen Vielgötterhimmel ist auch noch Platz für Lord Buddha. Immer wieder habe ich in Nepal Menschen getroffen, die sich als Hindus und Buddhisten bezeichneten.

1950 wurde Tibet von den Chinesen besetzt. Bis heute ist Tibet besetzt. 1959 floh der Daila Lama, das geistige Oberhaupt der Tibeter, nach Indien. In Dharamsala sitzt seitdem die tibetische Exilregierung. Viele Tibeter flüchteten über die Berge nach Nepal und blieben dort. Der tibetisch-buddhistische Einfluss im Land ist spürbar und sicherlich auch ein Grund, warum so viele Westler von Nepal fasziniert sind. In den Bergen leben fast nur Menschen buddhistischen Glaubens.

Aber so einfach ist das nicht. Genauso wenig wie es „den Nepali“ gibt, gibt es „die Religion“ in Nepal. Hindu-Königreich hin oder her. Gut fünfzig verschiedene Ethnien leben in Nepal mit mindestens genauso vielen Sprachen. Offizielle Amtssprache ist Nepali, das von gut 50 % der Bevölkerung gesprochen wird. Die gebildeten und jeder, der in der Tourismus-Branche arbeitet, spricht mehr oder weniger gut Englisch. Aber in Gebieten jenseits der touristischen Routen nützt oft weder Englisch noch Nepali. Denn Nepal ist ein Vielvölkerstaat. Nirgendwo wird das sichtbarer als in Kathmandu, Nepals

„Melting pot“. Hier leben Sherpas, Tamangs, Gurungs und, nicht zu vergessen, die ursprüngliche Bevölkerung des Kathmandu-Tals, die Newars. Als Fremde ist es faszinierend die unterschiedlichen Volksgruppen an ihrer Kleidung, ihren Gesten und ihren Gesichtszügen zu unterscheiden. Nepal wird oft gepriesen für seine Toleranz, ein Land in dem die unterschiedlichsten Volksgruppen und Religionen friedlich miteinander leben. Wieder einmal der Traum vom „Shangri-La“. Ich hatte während meines dreimonatigen Aufenthalts in Nepal manchmal das Gefühl, als sei diese Toleranz nur eine sehr dünne Schicht, unter der durchaus auch große Konflikte schwelen. Das hierarchische Kastensystem tut ein übriges dazu. Treffen sich zwei Nepalis zum ersten Mal, prüfen sie, so war meine Erfahrung, häufig die Nachnamen, denn daran lässt sich auch die Kaste des Gegenübers abschätzen. Höher, niedriger oder gleich, ist eine wichtige Frage, auch wenn seit 1960 das Kastensystem offiziell keine Rolle mehr spielt. Nepalis aus einer niedrigen Kaste bezeichnen ihren Nachnamen oft einfach als „Nepali“. Nach wie vor sind z.B. Ehen von Angehörigen unterschiedlicher Kasten problematisch. Der höher gestellte Partner rutscht – quasi als Bestrafung – eine Kaste niedriger.

Und trotzdem ist es spürbar, das „Shangri-La“, die Mystik oder die Spiritualität oder was auch immer, das die Sinnsucher aus dem Westen nach Nepal zieht. Selbst in Kathmandu mit seinen lauten, schmutzigen und verstopften Straßen. Den wild wuchernden neuen Betonhäusern, die seit einigen Jahren auch höher als die bis dahin üblichen vier Stockwerke gebaut werden dürfen. Es ist da, in den neugierigen freundlichen Gesichtern der Menschen, die jeden freundlichen Blick mit einem Lächeln belohnen und fast jedem längeren, interessierten Gespräch eine Einladung folgen lassen. Es ist auch da, ganz früh, wenn morgens die Frauen Butterlämpchen, Blüten und Essen an den kleinen Altären opfern, die überall auf Kathmandus Straßen stehen. Manchmal stehen diese Altäre so klein und unscheinbar in einer Ecke, das man sie glatt übersehen könnte. „Shangri-La“ spürt man abends, wenn man keuchend die 365 Stufen zu Swayambunath hochgeklettert ist, dem großen buddhistischen Stupa, der ein Wahrzeichen Kathmandus ist. Unter den allwissenden Augen Buddhas präsentiert sich dann Kathmandu im Abendsonnenschein. Die ersten Müllfeuer gehen an, aber das ist von diesem Standort aus egal, trotz des Elends, das dahintersteckt sieht es einfach schön aus. Und wem die Götter gnädig sind, für den zerreißen sie vielleicht für ein paar Minuten die Smoglocke über Kathmandu und geben den Blick auf die Gipfel des Himalayas im Abendsonnenschein frei. „Shangri-La“.

## Kinderarbeit in Nepal

Ohne Frage: Kinderarbeit ist schlimm. Jedes Kind sollte das Recht haben, seine Kindheit unbeschwert und ohne Arbeit genießen zu können. Was aber, wenn Kinder arbeiten müssen, weil Armut, Hunger oder soziale Traditionen Kinderarbeit fordern und akzeptieren?

Kinderarbeit findet in Nepal täglich, unbemerkt, millionenfach statt. Die meisten Kinderarbeiter sitzen nicht hinter Webstühlen als Teppichknüpfer oder arbeiten als Fabrikarbeiter. Diese Kinder gibt es auch. Aber die meiste Kinderarbeit findet unbezahlt und ganz unspektakulär auf dem Land statt. 90 % aller Kinderarbeit ist Landarbeit. Die Kinder arbeiten häufig auf den Feldern ihrer Eltern oder Verwandten und natürlich werden sie nicht dafür bezahlt. Ohne Zweifel gibt es die Kinder, die in Fabriken schonungslos ausgebeutet werden und dafür allenfalls einen kargen Lohn bekommen. Aber es sind wenige, gemessen an den Kindern, die täglich harte Landarbeit verrichten, ihre kleinen Geschwister hüten und auch noch das Essen für ihre Familien kochen, weil die Eltern auf dem Feld sind. Wir touristischen Besucher Nepals sehen diese Kinderarbeit fast nie. Wir sehen auch die Kinderarbeiter in kleinen Hotels und Restaurants nicht. Und erst Recht nicht die vielen Kinder, die als sogenannte „domestic servants“, als kleine Haussklaven in privaten Haushalten unter guten oder schlechten Bedingungen leben. Manchmal sind die Bedingungen sehr schlecht. Manchmal bekommen diese Kinder auch eine Chance, weil sie von ihren „Herrschaften“ zur Schule geschickt werden. Eine Chance, die viele Kinder in ländlichen Gebieten nie bekommen.

Wir Westler kennen fast nur die medienwirksame Kinderarbeit. Die Kinder aus den Teppichfabriken und die Mädchen, die jährlich in indische Bordelle verkauft werden. Natürlich sind diese Schicksale schrecklich und natürlich ist jedes einzelne Kinderleben es wert, geschützt zu werden. Aber was ist mit den vielen, ja den meisten Kinderarbeitern, die nicht in unseren westlichen Medien vorkommen?

Wir sollten uns die Frage stellen, ob wir vielleicht einer romantischen Vorstellung nachhängen, wenn wir Kinderarbeit in Nepal so rigoros verdammen. Viele Familien könnten ohne die Arbeit ihrer Kinder, bezahlt oder unbezahlt, nicht existieren. Sollten wir darum nicht lieber darüber nachdenken, wie die Lebensbedingungen der arbeitenden Kinder verbessert werden können?

Meiner Ansicht nach liegt der Schlüssel zur Bekämpfung der Kinderarbeit in Bildung. Nur Kinder die ein Minimum an Bildung bekommen, also lesen, schreiben und rechnen können, haben später eine Chance sich aus dem Kreislauf von Hunger und Armut zu befreien. Die Forderung, für arbeitende Kinder eine geregelte Arbeitszeit mit festen Pausen, Mindestlohn und Zeit für Schulunterricht zu verlangen, mutet ketzerisch an. Natürlich, Kinder sollten nicht arbeiten. Was



aber, wenn sie es müssen? Ist dann nicht eine kontrollierte, geschützte Arbeit, die Platz für Unterricht läßt, nicht besser als unkontrollierter Wildwuchs? In meinen drei Monaten in Nepal habe ich Entwicklungshilfeprojekte kennengelernt, die nach diesem Prinzip arbeiten. Mich hat dieser pragmatische Ansatz beeindruckt, weil er dem unsichtbaren Heer der Kinderarbeiter gerechter wird als idealistische Forderungen, die an den Umständen scheitern. Wenn es gelingt diese pragmatischen Konzepte umzusetzen, glaube ich, hoffe ich, sind wir dem Ziel, Kinderarbeit abzuschaffen, ein gutes Stück näher gekommen.

### **Ein paar Zahlen**

„Obwohl Nepal die UN-Konvention für die Rechte des Kindes im September 1990 ratifiziert hat, erfolgt die Umsetzung dieser Rechte in Nepal eher langsam.“ Dies stellte die UNO im Mai 1996 in ihrem Länderreport zu Nepal fest. An dieser Feststellung hat sich auch vier Jahre später nicht viel geändert. Die Rechte und Lebensbedingungen von Kindern werden in Nepal erst seit der Demokratisierung des Landes 1989 wahrgenommen. Bis sie auch wirklich ernstgenommen werden, dauert es wohl noch ein paar Jahre. Dabei ist das Land ein junges Land. Die Situation und Lebensbedingungen von Kindern müsste allein deshalb schon interessieren.

CWIN, Child Workers in Nepal, die bekannteste nepalische Organisation, die sich für die Rechte von Kindern einsetzt, kam 1997 zu dem Ergebnis, das über die Hälfte (52%) der nepalischen Bevölkerung Kinder und Jugendliche sind. Die ILO, International Labour Organisation, zählt in ihrem Bericht über die Situation der Kinderarbeit in Nepal vom Oktober 1998 insgesamt 6,23 Millionen Kinder zwischen 5-14 Jahren. Das entspricht bei einer Bevölkerung von fast 22 Millionen Menschen immer noch mehr als einem Viertel der Gesamtbevölkerung. Und Nepals Bevölkerung wächst. Seit der Öffnung des Landes 1950 hat sie sich mehr als verdreifacht. Mit dem Wachsen der Bevölkerung verschwindet immer mehr landwirtschaftlich nutzbare Fläche. Besonders im Kathmandu Valley ist diese Entwicklung deutlich sichtbar. Noch vor zwanzig Jahren exportierte Nepal Reis nach Indien. Heute muss das Land den Reis bei seinen Nachbarn einkaufen, weil die Erträge nicht mehr reichen. Doch es mangelt dem Land nicht nur an Reis, sondern auch an Arbeitsplätzen. Jeder, der Arbeit hat, ist froh darüber. Wenn ein Kind mit seinem Einkommen wesentlich am Unterhalt einer Familie beteiligt ist, ist es schwierig Kinderarbeit einfach zu verdammen. Die Frage „Warum müssen Kinder arbeiten?“ lässt sich also ganz einfach beantworten: „Weil sie es müssen“.

Der Hauptgrund für die Kinderarbeit liegt sicherlich in der erschreckenden Armut des Landes. Nepal gilt als eines der zehn ärmsten Länder der Welt. Je

nachdem, wie gezählt wird, liegt es irgendwo zwischen Rang fünf und Rang zehn. Neben der immensen Armut gibt es noch viele andere Gründe, warum Kinder arbeiten müssen. Einer ist die in den letzten Jahren erschreckend gestiegene Scheidungsrate. Die Kinder haben nicht mehr den schützenden Halt einer traditionellen Familie. Viele Kinder laufen auch von zu Hause fort, wenn ein Elternteil wieder heiratet. Das Märchen von der bösen Stiefmutter, bzw. dem bösen Stiefvater, ist in Nepal leider keins. Auch die mangelnde Bildung der Familien begünstigt Kinderarbeit. Viele Eltern sehen keinen Sinn darin, ihre Kinder zur Schule zu schicken, da die Schulausbildung nicht automatisch eine spätere oder sogar bessere Arbeit garantiert. Zudem ist die Unterrichtsqualität mancher nepalischer Schule so schlecht, dass die Kinder den Unterricht zu Recht als Zeitverschwendung betrachten. Nepalische Schulklassen, vor allem auf dem Land, bestehen aus Kindern, die zwischen ein und vierzehn Jahren alt sind. Die GTZ berichtet mir von einem Fall, in welchem in einer Schule in den Bergen ein Lehrer aus dem Terai unterrichtet. Der Unterricht musste schon deshalb scheitern, weil Schüler und Lehrer unterschiedliche Sprachen sprechen.

Nepal ist ein Vielvölkerstaat, mit mindestens 50 verschiedenen Ethnien, und längst nicht in allen Winkeln und Tälern des kleinen Landes wird die Landessprache Nepali gesprochen. Viele Schulgebäude sind in einem erbärmlichen Zustand: Es gibt weder Strom noch Wasser, keine Fensterscheiben und keine Heizung. Und im Winter kann es auch in gemäßigteren Zonen, als den Bergregionen, empfindlich kalt werden. In der Regel fehlen Schulbücher, Stifte und Papier. Oft steht vor der Tafel, wenn es eine gibt, ein Lehrer, der aus einem Buch vorliest und die Kinder sprechen ihm nach. Mehr Unterricht ist nicht möglich. Die staatlichen Schulen – private Schulen gibt es in armen, ländlichen Regionen in der Regel nicht – sind zwar kostenlos, aber der Schuluniformzwang ist eine weitere finanzielle Hürde, die viele Eltern nicht nehmen wollen oder können. Ich habe auf meinen Reisen über Land in Nepal oft Kinder gesehen, die in einer Schuluniform auf dem Feld standen und arbeiteten. Diese Kinder haben sonst keine Kleider. Die Schuluniform wird Tag und Nacht getragen bis sie dem Kind vom Körper fällt.

Unter diesen Umständen glauben manche Eltern nur zu gerne den Versprechungen von Mittelsmännern, die einen gut bezahlten Job in der Stadt versprechen, mit dem die Kinder dann ihre Familien ernähren können. Auch schicken viele Eltern ihre Kinder als Haushaltshilfen in die Stadt, weil sie hoffen, dass die Kinder dort nicht nur die Möglichkeit haben Geld zu verdienen, sondern zusätzlich in die Schule gehen können. Tatsächlich kommt dies auch vor. Dann gibt es Gebiete in Nepal, in denen es keine Schule gibt. Wo aber die Schule fehlt, stellt sich die Frage „Arbeit oder Schule“ natürlich erst gar nicht. Und schließlich gibt es auch soziale Gründe für Kinderarbeit. In Nepal wird

Kinderarbeit auch als natürlicher Teil der Kindheit gesehen und akzeptiert. Gerade die Kinder niedriger Kasten sind davon betroffen. Selbst im „wohlhabenden, gebildeten Kathmandu-Tal“ wird niedrigkastigen Kindern der Schulbesuch verweigert, eben weil sie aus einer niedrigen Kaste stammen. Deshalb unterstützt die Deutsch-Nepalische Hilfsgemeinschaft eine Schule in Bhaktapur, 10 Kilometer von Kathmandu entfernt. In diese Schule gehen die Kinder von Straßenkehrern, die von den strengen Kastenvorschriften besonders betroffen sind und von anderen Schulen ausgeschlossen werden. Und schließlich ist Kinderarbeit auch ein Problem von Angebot und Nachfrage: Viele Arbeitgeber bevorzugen Kinderarbeiter, weil sie billiger sind als Erwachsene. Sie können leichter gezwungen werden, länger und härter zu arbeiten und sie erledigen Arbeiten, die Erwachsene nicht machen würden. Die Ausbeutung von Kindern wird erleichtert durch ein ineffizientes Justizsystem, das die existierenden Gesetze zum Schutz der Kinder nicht oder nur unzureichend kontrollieren kann.

Unter diesen Umständen die Abschaffung der Kinderarbeit in Nepal zu fordern, ist also trotz guten Willens bestenfalls eine naiv-romantische Zielsetzung. Aus diesem Grund hat die GTZ ihr Projekt, gegen den Wunsch der nepalischen Regierung, auch „Improvement of the situation of child labourers“ – „Verbesserung der Situation arbeitender Kinder“ genannt und nicht „Projekt zur Abschaffung der Kinderarbeit in Nepal“. „Dass es in wenigen Jahren keine Kinderarbeit in Nepal mehr geben wird, ist Quatsch“, sagt Charlotte Addy, Projektleiterin des GTZ-Projektes in Nepal. „Wir können nur versuchen, die Situation der arbeitenden Kinder zu analysieren und diese dann zu verbessern, indem die Kindern z.B. ein Minimum an Schulbildung erhalten“, so Charlotte Addy. „Dazu müssen wir aber natürlich auch wissen, wer überhaupt ein Kinderarbeiter ist? Bis heute gibt es keine Definition“. Die GTZ hat in einer ihrer Broschüren einige Punkte aufgelistet, mit denen sie Kinderarbeit definiert. Der wichtigste lautet: „Ein Kinderarbeiter ist ein Kind, das keine Kindheit hatte und keine lebenswerte und befriedigende Zukunft haben wird.“ Konkret heißt das, dass Kinder, die

- unter 14 Jahren eine Vollzeitarbeit erledigen
- einer Arbeit nachgehen, die gefährlich für ihre soziale, psychische und physische Entwicklung ist
- durch ihre Arbeit keine Zeit haben zur Schule zu gehen
- nicht das natürliche Recht der Kinder auf Spielen und Ausruhen haben
- die physisch, psychisch, sexuell oder emotional ausgebeutet werden
- in einem Lohnarbeitsverhältnis beschäftigt sind

Kinderarbeiter sind. Mehr als fünf Millionen Kinder in Nepal, schätzt die GTZ, sind direkt oder indirekt als Kinderarbeiter beschäftigt.

Der größte Teil der Kinderarbeit ist unsichtbar. Neun von zehn Kinder, so die ILO, leben auf dem Land. In den ländlichen Gebieten, wo rund 90% der Gesamtbevölkerung Nepals leben, ist Kinderarbeit „normal“. 86 % aller Kinderarbeit, so die GTZ, geschieht auf dem Land. Kinder arbeiten auf den Feldern ihrer Eltern oder Familien. Acht von zehn Kindern werden für ihre Arbeit nicht bezahlt. Ein weiterer Hinweis darauf, dass die Arbeit in den Familien stattfindet. Je ärmer ein Gebiet ist, umso mehr Kinder arbeiten: In den ärmeren Berg- und Hügelregionen arbeiten mehr Kinder als im wohlhabenderen Flachland des Terais. Je größer eine Familie ist und / oder je gebildeter, umso weniger müssen die Kinder arbeiten. Mädchen arbeiten „traditionell“ mehr als Jungen. Auf 80 arbeitende Jungen kommen 100 arbeitende Mädchen (ILO). Traditionell arbeiten die Jungen eher als bezahlte Arbeitskräfte als die Mädchen. Die arbeitenden Mädchen gehen auch weniger zur Schule als die arbeitenden Jungen. Hier steht das Verhältnis 100 zu 234 (ILO). Von den 2,596 Millionen arbeitenden Kinder gehen 1,587 Millionen neben ihrer Arbeit auch zur Schule. 1,004 Millionen Kinder arbeiten ausschließlich. Diese Zahlen sagen nur wenig über den tatsächlichen Bildungsstand der Kinder aus. Generell ist es auch hier so, dass mehr Kinder in städtischen Gebieten arbeiten als auf dem Land. Dies hat verschiedene Ursachen, wie z.B. ein niedrigeres Bildungsniveau auf dem Land gegenüber dem der Stadt, schlicht und ergreifend fehlende oder fast zerstörte Schule, keine Lehrer in entlegenen Regionen oder zu lange Schulwege. Ob die Kinder die Schule tatsächlich beenden, erfassen die Zahlen nicht. Viele Eltern sehen in der Schule einen praktischen Babysitter, der die kleinen Kinder betreut, während sie selbst auf den Feldern arbeiten. Sobald die Kinder groß genug sind um zu Hause mitzuarbeiten, kommen sie nicht mehr in die Schule. In diesem Fall von Schulbildung zu sprechen, trifft also nur bedingt zu.

Wie die Situation auf dem Land ist, davon konnte ich mir auf einer Reise in ein GTZ-Projektgebiet persönlich ein Bild machen.

### **Nepals „Wilder Westen“**

Draußen sind es vierzig Grad. Mindestens. Das weiß ich, bevor ich die Tür des klimatisierten GTZ-Jeeps öffne. Trotzdem trifft mich die Hitze wie ein Schlag. Ich war bisher immer nur in Kathmandu oder in höheren Regionen. Tagsüber angenehme fünfundzwanzig bis dreißig Grad, nachts so kühl, dass es sich gut schlafen lässt und bis auf ein paar Mücken keine lästigen Tiere. Und nun das. Es ist nicht nur heiß, es ist auch schwül und in diesem Klima potenziert sich die Kraft der Gerüche. Nepalganj, die größte Stadt im westlichen Terai, direkt an der Grenze zu Indien, ist eine lebhafteste Stadt. Die Stadt wirkt sehr indisch.

Wir, Mohan Raj Sharma, der das GTZ-Projekt in Doti betreut, ein Chauffeur und ich, sind unterwegs nach Doti, Nepals westlichster Provinz. Gestartet sind wir heute morgen um sieben, von dem schönen Rana Palast in Patanm, indem die GTZ ihr Büro hat. Wer in Nepal reist, sollte keinen empfindlichen Magen haben. Die Serpentinafen, raus aus dem Kathmandu-Valley, runter auf den Ost-West Highway durchs flache Terai, fordern, trotz Reisetabellen, meine Konzentration. Gut, dass ich so mit mir beschäftigt bin, sonst würde ich mir vielleicht noch Gedanken über den Verkehr machen. „Verkehrsunfälle sind die häufigste Todesursache bei Entwicklungshelfern“ erzählt mir Charlotte Addy. Aber das ist später und so nehme ich die im Straßengraben (wenn es einen gibt, oft ist der Straßengraben hundert Meter den nächsten Hang runter) liegenden Busse und Lkws als normal hin. Jetzt ist es später Nachmittag, wir haben die erste Etappe geschafft und ich hocke auf dem Rand einer Beeteinfassung und warte. Worauf? Keine Ahnung. Mohan und der Chauffeur sind gemeinsam verschwunden und ich übe mich in der nepalischen Tugend zu warten und mir keine Gedanken zu machen. Irgendwann wird irgendetwas passieren. Ich sitze auf dem Hof einer Fachhochschule oder etwas ähnlichem und darum dauert es nicht lange, bis der erste Mensch auftaucht, der sich mit mir unterhalten möchte. Leider kann die sympathische junge Frau mit Baby kein Englisch und mein Nepali reicht gerade mal dazu, meinen Namen zu sagen, woher ich komme und was ich mache. Netterweise setzt sich die Frau trotz meiner eingeschränkten Gesprächsfähigkeiten neben mich und so brüten wir gemeinsam in der Hitze und Schweigen. Irgendwann kommt dann Mohan und sagt: „Ja, hier übernachteten wir“. Ich bekomme ein Zimmer mit Ventilator – den ich sofort anstelle und dann wieder aus, weil der Lärm der Ventilatorflügel schlimmer ist als die Hitze – und einem Moskitonetz über dem Bett, das mich für die Nacht nichts Gutes ahnen lässt. War dann aber doch nicht so schlimm.

Am nächsten Tag fahren wir weiter auf dem schnurgeraden Ost-West Highway. Immer weiter durch Bananenpflanzungen und Maisfelder. Hinter uns liegt schon Lumbini, Buddhas Geburtsort. Wie so oft an Plätzen der Weltgeschichte, hat der Ort etwas ernüchterndes an sich. Hier war es also. Aha. Später fahren wir durch den Bardia Nationalpark, der wilder und ursprünglicher sein soll als der bekanntere Chitwan Nationalpark, und im Gegensatz zum Chitwan soll man hier die Tiger wirklich noch zu Gesicht bekommen. Ich starre also angestrengt in den Wald, vielleicht ist der König des Dschungels ja tagsüber unterwegs, und sehe nichts als Bäume. Wir stoppen auf einer Brücke. Ziemlich tief unter uns fließt ein Fluss und auf einer Sandbank in der Sonne dösen zwei Krokodile. Meine ersten Krokodile in freier Wildbahn! Auch Mohan ist beeindruckt und so fotografieren wir beide die schlafenden Krokodile, bis uns eine Patrouille mit Maschinenpistolen bewaffneter

Soldaten zum sofortigen Weiterfahren auffordert. Was wir schleunigst tun. Die Soldaten bewachen den Nationalpark, bzw. die Tiere, die darin leben, vor Wilderern. Eigentlich kein schlechter Job für die Armee, denke ich.

Immer weiter geht unsere Fahrt. „Far Western“ ist nicht nur eine Bezeichnung, sondern tatsächlich ziemlich weit weg. Zumindest, wenn man Kathmandu als Zentrum Nepals betrachtet. Dörfer und Menschen werden immer weniger. Wir fahren auf neu gebauten Brücken über weiß schäumende Flüsse. „Bis vor drei, vier Jahren“, sagt Mohan, „dauerte die Fahrt nach Doti noch länger. Es gab keine Asphaltstraße und keine Brücken. Über jeden Fluss musste man mit einem Floß übersetzen“. Fast bedauere ich, dass es heute nicht mehr so ist. Wie aufregend schön müsste es sein, mit dem Jeep auf ein Floß zu fahren, über den Fluss zu setzen und die immer unberührter werdende Landschaft langsam zu entdecken. „Touristenromantik“, denke ich, während die Natur durch klare Panoramascheiben vollklimatisiert an mir vorbeizieht. Ob die Menschen die hier wohnen, dem Floßverkehr hinterher trauern? Wohl kaum, schließlich gibt es durch die Straße und die Brücken endlich eine Busverbindung nach Kathmandu. Vor dem Bau der Straße war die Hauptstadt viel zu weit entfernt, so dass Handel und Händler die nähere Verbindung nach Indien nahmen. Endlich biegen wir ab und fahren immer entlang des Seti Kholas, des weißen Flusses in die „Hills“. Was man in Nepal so Hills nennt. Grün bewaldete zwei- bis dreitausend Meter hohe Berge, die bei uns „Alpen“ heißen. Die Hügel sind übersät mit einem Muster von Zick-Zack-Pfaden. Wir fahren durch ein Tal mit einem rotblühendem Rhododendronwald. Der Rhododendron ist Nepals Nationalblume und hat nichts mit den kleinwüchsigen Exemplaren in deutschen Parkanlagen zu tun. Hier ist der Rhododendron ein Baum. Wir haben Glück, dass wir noch die letzte Blüte sehen.

Schließlich kommen wir im GTZ-Haus in der Nähe von Silghadi an. Es gibt eine Dusche mit fließend kaltem Wasser, ich bekomme ein mit Bambusmöbeln schön eingerichtetes Zimmer und in der Küche wartet schon unser Dhal Baat, Reis mit Linsen und Gemüse, Nepals Nationalgericht, auf uns. Abends setze ich mich auf die Terrasse des GTZ-Hauses. Das Haus steht direkt über einem Tal. Unten fließt der Seti, die Hügel sind sanft geschwungen und grün. Der Mond erscheint pünktlich hinter einer Höhengipfel und geht leuchtend, in einem nicht minder leuchtenden Sternenhimmel, auf. „Könnte auch die Toskana sein“, denke ich, bevor ich ins Bett gehe. Nicht mal Touristenromantik.

Am nächsten Morgen gibt's statt Sternen und Mond Adler am Himmel. Nicht einen, sondern eins, zwei, drei, vier, viele. Mit Rücksicht auf meine europäischen Essgewohnheiten („Europäer wollen jeden Tag etwas anderes essen“) hat Mohan für mich frische Papaya und Tee zum Frühstück machen lassen. Er selbst isst, wie alle anderen, natürlich Dhal Baat. Dann fahren wir los. Ich werde heute mit der Street-Drama-Group „Sarvanam“ gemeinsam drei

Dörfer in der Umgebung besuchen und mir ihre Aufführungen anschauen. Im „Far Western“ leben die Menschen noch nach traditionellen Vorstellungen. Die Frauen gehören ins Haus, Kinder, und besonders Mädchen, sollen lieber arbeiten als zur Schule zu gehen. Traditionell wird Kinderarbeit akzeptiert. „Es ist für diese Kinder die Regel zu arbeiten“, so Charlotte Addy, „und die Ausnahme zur Schule zu gehen“. 45,5 % der Bevölkerung in Doti sind unter 14 Jahren alt. Auf dem Weg zu unserem Treffpunkt, fahren wir an mehreren, fast mannshohen Gras oder Reisigbündeln auf sehnigen Beinen vorbei. Was von hinten komisch aussieht, ist, von vorne betrachtet, ein Kind, das Futter für die Tiere oder Holz für den Herd gesammelt hat und nun nach Hause schleppt. Die Beine, die diese Lasten tragen, sind immer weiblich. In dieser Region glaubt man, dass Männer nichts tragen sollen. Frauen, die ich später frage, warum nicht ihre Männer die schweren Holzbündel oder auch Steine zum Häuserbau tragen, fangen bei der Frage an zu kichern. Absurde Vorstellung.

Eine weitere Besonderheit in Doti ist die Kastenverteilung: Die Hälfte, der in Doti lebenden Bevölkerung, gehört zu einer niedrigen Kaste, gut 40% sind hochkastige Chetris, der Rest verteilt sich auf andere Kasten und Religionen. Vereinfacht ausgedrückt heißt das, dass die einen für die anderen arbeiten. Praktisch bedeutet es, dass den Angehörigen der niedrigen Kasten z.B. die Benutzung des Dorfbrunnens verboten ist, weil sie das Wasser verunreinigen würden. Sie werden von den Chetri-Dorfbewohnern gezwungen, ihr Wasser an einem anderen Ort zu holen. Das bedeutet oft weite Fußmärsche, um zweimal täglich das nötige Wasser für eine Familie zu holen. Natürlich ist auch das Frauenarbeit. Manche Frauen und Mädchen sind alleine zwei Stunden pro Tag mit Wasser holen beschäftigt. Ein neues Problem kommt auf Doti und die ganze Region „Far Western“ noch zu. Viele Männer verlassen ihre Familien und gehen zum Arbeiten nach Indien. Ein bis zwei Mal im Jahr, an Feiertagen, besuchen sie ihre Familien und bringen neben Kleidung und Konsumartikeln noch ein Geschenk besonderer Art mit: AIDS ist die still tickende Bombe der Region. Die Frauen mit denen ich mich unterhalten habe, wissen zwar was Kondome sind, aber von AIDS und was die Krankheit bedeutet, haben sie noch nie gehört. „Und was sollen Kondome“ sagte mir eine Frau „solange ich nicht zwei Söhne habe?“ Ein paar Dörfer weiter sagte mir ein „field-worker“, gibt es schon die erste Familie in der alle, die Eltern und die Kinder, HIV-infiziert sind. Wie soll man diese Problem lösen? Was sollen Plakate und Broschüren, wo noch nicht einmal jeder zweite lesen und schreiben kann? Also hat sich die GTZ entschlossen, die vielen Probleme der Menschen in Doti von einer Street-Drama-Group darstellen zu lassen. Die Idee dahinter ist so einfach wie gut: Die Theatergruppe bereist mit GTZ Mitarbeitern das Projektgebiet. Anschließend wird ein Stück geschrieben, das die besonderen Problem der Menschen in dieser Region zum Thema hat. Mit diesem Stück wandert die

Street-Drama-Group anschließend in dem Projektgebiet von Dorf zu Dorf. Die GZT hofft, dass die Menschen in Doti über die Themen im Stück frei sprechen können, leichter zumindest, als über die eigenen, echten Probleme.

Mohan hat für mich ein Treffen mit den Mitgliedern der Theatertruppe „Savanam“ – „Hier und Jetzt“ an einer Wegbiegung verabredet. Tatsächlich erwarten mich am Treffpunkt schon fünf Leute. Ein Redakteur der lokalen Station von Radio Nepal ist auch dabei. Ab jetzt reise ich zu Fuß, denn die schmalen Serpentinafen sind eher Pfade und auch per Jeep nicht zu schaffen. Zu meiner Überraschung geht es erst Mal runter von der Straße, eine steile Böschung hinab und wir stehen am Flussufer des Seti Kholas, der sich hier ganz zahm gibt und glatt und breit fließt. Hellgrauer, weicher Sand liegt an den Ufern des Setis, dazwischen einige große Findlinge, die die Morgensonne schon aufgewärmt hat. Über uns kreist ein Adler. Wo kein Fluss ist, ist Wald. Kanada hatte ich mir immer so vorgestellt. Und darum wundere ich mich auch nicht über den Einbaum, der am anderen Flussufer liegt. Das hier ist Indienland. Leider ist der Fährmann des Einbaums nicht ins Sicht. Wir rufen und pfeifen, aber nichts passiert. Also üben wir uns wieder mal in der nepalischen Tugend des Abwartens und suchen uns ein Platz auf den warmen Steinen.

Schließlich, für meinen Geschmack viel zu schnell, kommt ein Junge am Ufer entlang. Für zwei Rupien zieht er seine Kleider aus, springt ins Wasser und schwimmt auf die andere Seite. Fünf Minuten später ist er mit dem Fährmann zurück. Ich steige zu meiner ersten Fahrt auf einem Fluss in einem Baumstamm und wir setzen über. Fünf Rupien kostet die Fahrt für sechs Personen. Also pro Person etwa drei Pfennige. Vor lauter Staunen über den Preis falle ich zum Schluss fast ins Wasser. Glücklicherweise sind wir da aber schon am anderen Ufer angekommen. Sofort geht es in einem atemberaubendem Tempo los. Ich spreche ein stilles Dankgebet für meine Trekkingschuhe, die ich heute morgen angezogen habe. Alle anderen sind in Turnschuhen oder Flip-Flops. Unser Weg geht bergauf. Nur bergauf und das ziemlich steil. Ich sehe mit Erleichterung, dass zumindest der Kollege von Radio Nepal ebenso schnauft und schwitzt wie ich. Die Schauspieler sind schon seit zwei Wochen in Doti unterwegs. Scheint ein gutes Trainingslager gewesen zu sein, wir können mit ihrem Tempo kaum mithalten. Schneller sind nur noch die Frauen und Kinder aus den Dörfern, die uns schwer beladen immer wieder überholen. Die meisten sind barfuß.

Endlich sind wir oben. Im Dorf erwarten uns noch weitere Schauspieler von Sarvanam. Die Vorstellung beginnt sofort. Mit lautem Rufen, Klatschen und Singen wird das Dorf auf einem kleinen Platz zusammengetrommelt. Mir ist schleierhaft, wie ein Mensch nach zweistündigem Aufstieg noch soviel Luft zum Singen haben kann. Aber die Schauspieler haben damit ganz offensichtlich kein Problem. Erst kommen nur die Kinder, aber je länger das Stück



dauert, um so mehr Erwachsene kommen auch dazu. Das Stück erzählt eine Familiengeschichte mit Vater, Mutter, Kind, Großvater, Nachbarn und Verwandten. Es geht darum, ob die Tochter weiter zur Schule gehen darf oder besser zu Hause hilft. Es geht um häusliche Gewalt und Alkohol. Um die Männer, die wegen der Arbeit nach Indien gehen, die Frauen die deshalb alles alleine machen müssen, und um AIDS. Es geht um so vieles, dass ich das schulterzuckende, nepalische, „What to do?“, das dann immer alles beim Alten belässt, verstehen kann. Aber die Menschen auf dem Dorfplatz amüsieren sich, sind mucksmäuschenstill vor Spannung und lachen und singen mit. Fernsehen gibt es hier nicht. Selbst wenn die Menschen wohlhabender wären, hätten sie doch keinen Strom. Auch Radios können sich nur wenige leisten. Wo es ein Radio gibt, da hört das gesamte Dorf mit. Über unseren heutigen „Ausflug“ wird mein Kollegen von Radio Nepal eine Stunde Programm machen.

Nach der Vorstellung gibt es für die Schauspieler, uns beiden Journalisten und einen amerikanischen Studenten, der die Truppe schon seit einigen Tagen begleitet, ein Essen. Dhal Baat, was sonst. Ich lerne zu essen, während mir eine versammelte Dorfgemeinschaft aus zwei Metern Abstand zuschaut. Kein so gutes Gefühl, denn die Menschen in Doti produzieren nicht genügend Lebensmittel für ihren Bedarf. Die kleinen Bergfelder geben nicht genug her, um eine Familie ein ganzes Jahr lang satt zu machen. Das Essen abzulehnen wäre jedoch absolut unhöflich. Also esse ich und hoffe, dass mein erster Versuch ohne Besteck zu essen, nicht in einem unappetitlichen Desaster endet. Nach dieser Pause geht es sofort weiter. Heute gibt es noch in zwei anderen Dörfern eine Vorstellung. Die Prozedur läuft immer gleich ab und bleibt doch spannend: Erst kommen nur die Kinder, dann auch die Erwachsenen und zum Schluss ist das ganze Dorf da. Ich bin besonders von Anita beeindruckt. Anita ist zehn Jahre alt und spielt das Kind im Stück. Der Vater im Stück ist auch im „echten“ Leben ihr Vater. Anita hat gerade Schulferien, lebt sonst in Kathmandu, spricht fließend englisch und will später mal – nein, nicht Schauspielerin, sondern Ärztin werden. Ich bin beeindruckt, wie gut sie die Geschichte des Dorf Mädchens spielt, dessen Vater nicht mehr will, dass sie zur Schule geht.

Anita nimmt mich auf dem Heimweg an die Hand und erklärt mir die Welt in Doti. Das der Seti Khola im Moment nicht weiß ist, obwohl Seti weiß heißt, weil er jetzt vor dem Monsun nur noch wenig Wasser hat, dass die vielen singenden und tanzenden Menschen, an denen wir vorbeikommen, Hochzeiten feiern, weil im Moment der Mond günstig für Hochzeiten steht und das „phul“ das nepalische Wort für Blume ist. Die Hochzeiten, die wir sehen, sind alles Kinderhochzeiten. Kinder zwischen zehn und fünfzehn Jahren werden miteinander verheiratet. Wenn die Zeit gekommen ist, meistens wenn das

Mädchen seine Periode bekommt, zieht die Ehefrau in das Haus ihres Mannes. Bis es soweit ist, bleibt sie bei ihren Eltern.

Kinderhochzeiten sind in Doti (noch) üblich. Ich habe mindestens fünf gesehen. Braut und Bräutigam feiern getrennt voneinander. Beide sitzen in einer Art Sänfte, die aus einem Stuhl oder Sessel an zwei Stangen gebaut wurde. Der verschüchterte Bräutigam hält einen aufgespannten Regenschirm gegen die Sonne über sich und trägt eine große, verspiegelte Sonnenbrille. Die Jungen sitzen mit ernster, unbewegter Miene hinter ihren zu großen Sonnenbrillen in ihren Sänfte und scheinen von der johlenden Menge ganz unberührt. Die Kinderbräute sind gar nicht zu erkennen. Die Mädchen werden vollständig in einen roten, goldverzierten Sari eingewickelt, der sogar das Gesicht bedeckt. Sie sind zusammengekauerte Bündel, die in diesem Leben vermutlich keine Wahl mehr haben werden.

Anita ist vom Schicksal der Mädchen, die in Kathmandu ihre Schulfreundin sein könnten, nicht beeindruckt: Zu weit ist diese Leben von ihrem entfernt. Ich kann es kaum fassen, dass beide Mädchen im selben Land leben. Die eine noch fast im Mittelalter, die andere im 21. Jahrhundert.

Anita nimmt mich an die Hand, sagt: „Komm, wir rennen durch jedes Dorf“ und als ich frage warum, sagt sie nur „Darum“. Und darum rennen Anita und ich zurück nach Silghadi. Rennen durch jedes Dorf, die silberglänzenden Steinstufen am Seti entlang, der an dieser Stelle seinem Namen wieder alle Ehre macht und ziemlich wüst, weiß schäumt. Erst als Anita eine Hängebrücke hüpfend überqueren will – „Darum“ – kriege ich es mit der Angst und kapituliere. Wir sind trotzdem vor allen anderen da und stoßen mit Cola auf unseren Sieg an.

## **Straßenkinder**

„Ich mag Straßenkinder“, sagt Sumnima Tuladhar. „Sie sind clever und habe eine wunderbare Art, die Probleme des Lebens zu meistern. Gesellschaftliche Erwartungen interessieren sie nicht“. Die winzige Thika in Sumnimas Augenwinkel blitzt, während sie das sagt. Eigentlich gehört die Thika bei einer nepalischen Frau auf die Mitte der Stirn, zwischen die Augenbrauen, knapp oberhalb der Nasenwurzel. Aber Sumnima gehört zu den Frauen, die – gebildet und selbstbewusst – ihr Leben selbst bestimmen. Da ist der kleine Thikafunkelstein im Augenwinkel schon fast ein Symbol.

Sumnima Tuladhar ist Pressesprecherin von CWIN, Child Workers in Nepal, Nepals bekanntester NGO (Non Gouverment Organisation), die sich seit 1987 für die Rechte der Kinder in Nepal einsetzt. Entstanden ist CWIN aus der Arbeit einer Gruppe von Studenten an Kathmandu's Tribhuvan University, die sich für

die Rechte von Kindern einsetzen. Gauri Pradhan, der Gründer von CWIN und ehemaliger Studentenführer, ist bis heute der erste Vorsitzende von CWIN und so etwas wie eine Kultfigur in Nepal. Aus der kleinen, studentischen Organisation machte er eine der ersten, und bis heute einflussreichsten NGOs in Nepal. Finanziell unterstützt wird CWIN vor allem von Redd Barna aus Norwegen und von Plan International. Die ausländischen Geldgeber meinen es gut mit CWIN. Und so hat CWIN seit 1989, dem Jahr der Demokratisierung Nepals, verschiedene Hilfsangebote für „Children at risk“ aufbauen können. Neben einem „Drop-In-Centre for street children“, hat CWIN zwei Kinderheime in Kathmandu, eins für Jungen und eins für Mädchen. Es gibt ein „Education sponsorship programme“ für bedürftige Kinder, „skill-training/education programme“ für Kinder über vierzehn Jahre und seit 1998 betreibt CWIN sogar eine Notrufnummer für Kinder. Geld, Macht und Einfluss einer Hilfsorganisation werden in Nepal jedoch einfacher gemessen. Gezählt wird in Toyota Jeeps. Vor der Tür der CWIN-Zentrale parken gleich zwei davon.

CWIN ist eine durch und durch professionelle Organisation, die nach westlichen Standards arbeitet. Keine Selbstverständlichkeit in Nepal. Durchaus international bekannte Organisationen verblüffen durch „Telefonzentralen“, in denen kein einziger Mitarbeiter englisch spricht, gleichwohl aber ausländische Journalisten betreut. Bei CWIN ist das nicht so. Das Verwaltungsgebäude steht in einem gepflegten grünen Garten, in dem zwei Gärtner eifrig den Rasen mit der Schere kürzen. Schnipp- Schnapp, das würde in Europa vielleicht mit dem Rasenmäher erledigt, aber sonst? Am großen Tor muß ich mich anmelden, mit Name, Organisation und Unterschrift, um anschließend im Verkaufs- und Besucherzentrum von einem netten Sekretär in Empfang genommen zu werden.

Sumnima holt mich ab und führt mich in das CWIN-Presseszentrum, das genausogut irgendwo in Deutschland stehen könnte. Die Wände sind mit Regalen voller Aktenordner bedeckt. Fachbücher stehen daneben und Infomaterial liegt nach Themen geordnet aus. Nur die Schuhe muß ich nach nepalischer Sitte doch ausziehen, bevor ich den Raum betreten darf und mich mit Sumnima an einen niedrigen Tisch auf den Boden setze. Noch bevor wir unsere Gespräch beginnen, wird uns süßer, heißer Milchtee serviert. Das ist in Nepal obligatorisch. Unvorstellbar, einem Gast keinen Tee anzubieten. In den drei Monaten in Nepal habe ich gelernt, die Haut auf dem Tee rasch mit zwei Fingern abzuheben und als braunen Klumpen am Glasrand festzukleben. Würde ich noch drei Monate länger bleiben, würde mich der braune Klumpen am Glasrand vermutlich nicht Mal mehr stören.

Sumnima Tuladhar arbeitet seit mehr als zehn Jahren für CWIN. Sie war sechzehn als sie mit der Arbeit bei CWIN begann. „Die Idee von CWIN hat mich tief bewegt“, sagt sie. „Bevor es CWIN gab, hat man Straßenkinder für schlechte Menschen gehalten, die zu Recht auf der Straße gelandet waren und die deshalb

auch schlecht behandelt werden durften. Erst CWIN hat den Menschen die Augen geöffnet und gezeigt, dass diese Kinder durch die Umstände zu Straßenkindern geworden sind“. Die Umstände, die die Kinder auf die Straße treiben, hat CWIN nicht ändern können. Aber das die Situation dieser Kinder inzwischen auch von der nepalischen Gesellschaft wahrgenommen wird, ist auch CWIN's Verdienst. Genauso wie die Tatsache, das Nepal die UN-Konvention für die Rechte der Kinder unterzeichnet hat.

Mein Interesse an den Straßenkindern Nepals bringt Sumnima zum Lächeln. Denn eigentlich ist schon der Begriff „Straßenkinder in Nepal“ nicht richtig. Straßenkinder gibt es (fast) nur in Kathmandu und selbst da sind es nicht viele, verglichen mit den Kindern die als „domestic servant“, also als Haushaltshilfe, oder in einer Fabrik arbeiten. „Rund hundert Straßenkinder gibt es zur Zeit in Kathmandu“, sagt Sumnima, „wenn man Straßenkind als ein Kind definiert, das ohne seine Eltern oder sonstige Erwachsene alleine seinen Unterhalt wie auch immer verdient und keinen festen Wohnsitz hat“. Doch auch die Entwicklungshilfe hat ihre Moden und „Straßenkinder“, sagt Sumnima, „waren eine Mode der neunziger Jahre. Es ist viel Geld in Projekte für Straßenkinder geflossen, obwohl sie, so hart das klingt, nur einen verschwindend kleinen Teil der bedürftigen Kinder ausmachen.“

Die vielen Kinder, die tagsüber und am frühen Abend die Touristen mit „Which country are you from?“ und „Please, buy me some milk“ ansprechen, sind in der Regel keine „echten“ Straßenkinder. Sie werden von ihren Eltern auf die Straßen Thamel, Kathmandu's Touristenviertel, geschickt, um betteln zu gehen und kehren abends mit dem Verdientem zu ihren Familien in die Slums zurück. Viele Touristen lassen sich von den mageren Kindern überreden, ihnen ein Packung Milch oder besser noch Milchpulver zu kaufen. Nicht ahnend, dass die Kinder diese Milch oft im selben Laden an den Verkäufer zu einem niedrigeren Preis zurück verkaufen. Der Shopbesitzer verdient also mindestens zweimal.

Die anderen, die „echten“ Straßenkinder, haben keine Familien mehr, zu denen sie abends zurückkehren.

Die Kinder leben in Gruppen zusammen, sie sind die Familie und sie tun, was ihnen gefällt. Wild und frei ist dieses Leben, trotz aller Risiken. Abends sieht man die Kinder manchmal in kleinen Grüppchen, in einer Ecke um ein kleines Feuerchen sitzen und rauchen. Manchmal torkeln sie auch laut und betrunken durch die Gassen und beschimpfen jeden, der ihnen über den Weg läuft. Zweimal bin ich in meiner Zeit in Kathmandu nachts an Kindern vorbeigekommen, die schlafend in der Gosse lagen. Kein schönes Gefühl, wenn man selber gerade auf dem Weg in ein frischbezogenes Bett ist. In der Regel schlafen die Kinder aber an weniger exponierten Orten. Die vielen Tempel bieten mit ihren Nischen und Dächern einen trockenen Schlafplatz. Und sie

versprechen Schutz. Denn die Straßenkinder müssen ständig auf der Hut sein vor Wachmännern und Polizisten, die mit ihren hölzernen Schlagstöcken nicht zimperlich umgehen. „Misshandlungen von Straßenkinder, auch von der Polizei sind keine Seltenheit“, sagt Sumnima. CWIN versucht mit Schulungen die Polizisten auf die Problematik der Straßenkinder aufmerksam zu machen. Die Polizei soll, wenn sie solche Kinder aufgreift, CWIN anrufen, statt die Kinder ins Gefängnis zu sperren. Mehr und mehr funktioniert das auch. Trotzdem sind die Kinder vor Misshandlungen nicht sicher. Vor jedem Hotel in Thamel, Kathmandu's Touristenviertel, steht ein, meist uniformierter, Wachmann. Was uns zum Lachen reizt, wenn die Wachmänner in Phantasieuniformen hackenknallend und zackig grüßend, jeden ausländischen Gast empfangen, ist für die Kinder kein Spaß. Für viele Wachmänner scheint es eine Art Sport zu sein, vorbeilaufenden Straßenkindern ihren hölzernen Schlagstock mit einem satten „Plopp“ über den Kopf zu ziehen. Die Kinder drehen den Spieß um und laufen so dicht vorbei, dass sie gerade eben nicht mehr von den Wachmännern erwischt werden. Trotzdem habe ich in den drei Monaten in Nepal oft ein „Plopp“ gehört.

Die Familien der Kinder leben oft mehrere Tagesreisen von Kathmandu entfernt auf dem Land. Die Kinder sind aus den verschiedensten Gründen allein in der Stadt: Die Eltern, ein Stiefelternteil oder Verwandte haben sie zum Geldverdienen in die große Stadt geschickt oder die Kinder versuchten häuslicher Gewalt zu entfliehen oder die Kinder sind von einer „Arbeitsstelle“ in Kathmandu abgehauen und so auf der Straße gelandet oder die Langeweile zog sie nach Kathmandu. Der Mythos Hauptstadt lockt nicht nur Erwachsene nach Kathmandu. „Man kann sich gar nicht vorstellen“, sagt Charlotte Addy, Leiterin des GTZ-Projekts zur „Verbesserung der Situation arbeitender Kinder“, „wie wenig Anregung es in den Dörfern für die Kinder gibt. Wie langweilig es dort ist“.

Die Kinder auf Kathmandus Straßen gehören den verschiedensten Ethnien an, sprechen unterschiedliche Sprachen und kommen aus allen Gegenden Nepals. Allerdings fast nur aus Gebieten, die an einer „black-topped-road“, einer Asphaltstraße liegen. Denn erst mit den Straßen dringt der Glamour der Hauptstadt und des modernen Lebens in entlegene Dörfer. Nur Gebieten mit Straßen sind durch Busse mit Kathmandu verbunden. Folgerichtig hat CWIN seit 1999 direkt am Bus-Terminal in Kathmandu ein „Contact Centre for migrant children at risk“ eingerichtet. Immer wenn ein neuer Bus einrollt, wird per Lautsprecher auf das „Contact Centre“ hingewiesen. Seit 1999 gibt es das „Contact Centre“. Ob die Lautsprecherdurchsagen die Kinder wirklich davor bewahren in der Gosse zu landen? Zumindest erfahren sie von CWIN, hören, dass es neben der Auffangstation am Busterminal auch ein CWIN „Drop in Centre“ gibt, wo es etwas zu Essen gibt und einen Platz zum Ausruhen. Für

krankte Straßenkinder gibt es die CWIN „Health Clinic and Counseling Service“. Aber die meisten Kinder steigen nicht aus dem Bus aus und bleiben bei CWIN, sondern sie landen auf der Straße. Zuvor waren die meisten von ihnen irgendwo als Kinderarbeiter, in einer Ziegelfabrik, in einem Hotel oder einem privaten Haushalt tätig. So wie Hari. Der heute fünfzehnjährige hat in einem Teashop und in einer Teppichfabrik gearbeitet, bevor er einen „field worker“ von CWIN traf und mit ihm ging. Er war zehn Jahre alt, als er nach dem Tod seines Vaters alleine nach Kathmandu kam. „Auf der Arbeit bekam ich kein Geld, aber in der Fabrik gab es wenigstens zweimal am Tag zu essen. Aber ich durfte das Fabrikgelände nicht verlassen, ich war eingesperrt und wurde viel geschlagen. Das Leben auf der Straße ist besser, dachte ich. Man kann schlafen solange man will, und wenn man Geld hat, kann man es ausgeben wofür man möchte“, sagt Hari. „Fast alle Kinder“, so Sumnima, „werden bei ihrer Arbeit ausgebeutet, körperlich misshandelt und gequält“. Kein Wunder, dass viele Kinder lieber abhauen und das unsichere aber freie Leben auf der Straße den Schlägen und der Ausbeutung der Erwachsenen vorziehen. Auf der Straße leben die Kinder in Gangs, um sich vor den Übergriffen der Erwachsenen, der Polizei und anderer Gangs zu schützen. Die Gang ist die Familie, mit der die Kinder leben. Mädchen gibt es in diesen Gangs fast nie. „Mädchen sind zu verletzlich und zu unselbständig“, sagt Sumnima, „um auf der Straße zu überleben.“ In der nepalischen Gesellschaft ist ein alleinlebendes Mädchen unvorstellbar. Mädchen, die alleine auf der Straße leben, fallen auf und sind vielfältigen Übergriffen ausgesetzt. „Die Mädchen, die vielleicht für kurze Zeit auf der Straße leben, landen, wenn sie nicht zu uns oder einer anderen Hilfsorganisation kommen, in der Prostitution“, stellt Sumnima sachlich fest. In Nepal sitzen Männer an der Spitze des gesellschaftlichen Lebens und der Familien. Ein Mann oder ein Junge ist immer mehr wert als eine Frau oder ein Mädchen. Selbst auf der Straße bleibt es bei dieser Trennung. Hari lebte länger als anderthalb Jahre auf Kathmandus Straßen. Er bettelte, arbeitete als Ragpicker, als Müllsammler, und stahl. Irgendwann traf er auf einen „field worker“ von CWIN und beschloss sein Leben zu ändern. Seitdem lebt er in einem Haus für Jungen von CWIN. Er hat Lesen und Schreiben gelernt und verdient etwas Geld mit dem Malen von Postkarten, die bei CWIN im Besucherzentrum verkauft werden. „Mein Traum ist es“, sagt Hari, „einen Beruf zu lernen und zurück nach Hause zu gehen. Vielleicht sehe ich meine Schwester wieder“.

„Ragpicker“, Müllsucher, ist eine typische Kinderarbeit. Die kleinen, dunklen und zerlumpten Gestalten mit den riesigen Säcken über der Schulter, sieht man in Kathmandu an jeder Ecke. Mit einem Stock durchstochern die Kinder die Müllhaufen, die überall auf den Straßen aufgeschüttet liegen – selbst vor dem Grundstück des Premierministers – nach Verwertbarem. Nach dem

Motto: „Die Guten ins Töpfchen, die Schlechten ins Kröpfchen“ sind Metall und Plastik für die Kinder, Essensreste und Pappe für die Kühe. Ihre Heiligkeiten, die Kühe, sind nicht wählerisch und fressen mit Genuss alte braune Pappkartons. Manche Kinder arbeiten auch als „Kontrolleure“ für die „Tempos“. „Tempos“, das sind die, inzwischen elektrisch betriebenen, kleinen Minibusse, in die bis zu zehn Personen passen oder auch fünfzehn – je nach Bedarf. Die Busse haben ihre festen Routen durch die Stadt und halten auf Handzeichen überall. Eine Fahrt damit kostet fünf Rupien, die von den Kindern eingesammelt werden. Die Kinder fahren hinten auf einem Trittbrett mit. Autos, Rikschas und Mofas brausen oft nur um Haaresbreite an den nackten Beinen vorbei. Manchmal trauen sich auch Touristen mit Abenteuerlust, auf der Suche nach authentischem, nepalischem Leben, in die Tempos. Sie zahlen sieben Rupien für eine Fahrt. Die zwei Rupien „Gewinn“ teilen sich Schaffner und Fahrer. Umgerechnet sind das für jeden drei Pfennige. Ein Betrug, wenn man es denn so nennen will, den man als Tourist noch nicht einmal wahrnimmt. Die anderen Kinder leben vom Betteln, von Taschendiebstählen oder werden von älteren Kindern und Erwachsenen als Diebe oder Einbrecher eingesetzt. Selbst auf der Straße sind die Kinder also nicht sicher vor dem Missbrauch der Erwachsenen. „Diese Kinder habe jegliches Vertrauen in Erwachsene verloren. Das macht es für uns so schwer, mit ihnen zu arbeiten.“ sagt Sumnima. Wie sollen sie auch Vertrauen haben?

Shreshta sieht aus wie acht, ist aber schon zehn. Er kauert zusammengesunken auf einem Stuhl in dem blühenden Garten des CWIN Headquartiers. „Meine Stiefmutter hat mich zum Geldverdienen nach Kathmandu geschickt. Ich fuhr zusammen mit Freunden los“, erzählt er mit kratziger Stimme und guckt mich dabei nicht an. „Ich war acht Jahre alt“, übersetzt Sumnima, „und habe meine Freunde schon auf der Busfahrt nach Kathmandu verloren“. Angekommen in der Stadt schlief Shreshta auf der Straße und verdiente sein Geld als „Ragpicker“. Mit einer Gruppe von Freunden „lebte“ Shreshta in der Nähe des Busterminals. Manchmal hatte er soviel Geld verdient, dass er zwei mal am Tag warm essen konnte und manchmal musste er hungrig einschlafen. Wenn er Heimweh hatte, dachte er an die Schläge der Stiefmutter. Zu Shreshtas schlimmsten Erlebnissen auf der Straße gehört ein nächtlicher Überfall von einer Bande älterer Straßenjungen. Sie verprügelten die kleineren und raubten sie aus. Solche „Bandenkriege“ sind normal. Die „CWIN field worker“, die die Kinder auch nachts an ihren Lagerplätzen besuchen, hören immer wieder davon. Durch einen Freund erfuhr Shreshta vom „Common Room“ von CWIN. Dort blieb er manchmal für kurze Zeit. Das Leben auf der Straße lockte ihn. Irgendwann wurde Shreshta schwer krank und von einem Freund zu CWIN gebracht. Kaum war er wieder gesund, rannte er weg. „I was addicted to money“, sagt Shreshta, „Ich war süchtig nach Geld“.

„Wofür hast Du das Geld denn gebraucht?“, frage ich ihn. „Für Alkohol und Zigaretten. Ich war oft betrunken“. Shrestah sinkt noch mehr in sich zusammen. Nach mehr als sieben Monaten auf der Straße kam Shreshta schließlich von selbst zu CWIN. Jetzt lebt er in einem Heim für Jungen, er lernt und spielt Straßentheater. „Er ist einer unsere talentiertesten Schauspieler“, sagt Sumnima und lächelt.

Das Straßentheater ist ein Projekt von ehemaligen Straßenkindern für Straßenkinder. Viele der Kinder haben Probleme in einer „normalen“ Schule stillsitzend zu lernen. In der Theatergruppe lernen sie spielerisch und haben vielleicht zum ersten Mal in ihrem Leben Erfolg. Außerdem ist das Kinderstraßentheater auch eine gute Möglichkeit Straßenkinder zu erreichen. Viele von den Straßenkindern sind nämlich an den Hilfsangeboten der verschiedenen NGO's nur bedingt interessiert. Eine warme Mahlzeit ist in harten Zeiten willkommen, aber in ein Heim mit geregelterm Stundenplan gehen und wieder ohne eigenes Geld sein, das wollen die meisten nicht. Trotz aller Härten bietet das Leben auf der Straße auch Vorteile. Die Kinder leben ohne Stundenplan und ohne Erwachsene, die ihnen sagen, was sie zu tun oder zulassen haben. Sie haben ihr eigenes Geld und bestimmen selbst was sie damit machen. Ob sie davon ins Kino gehen und dafür mit leerem Magen schlafen müssen, oder ob sie lieber ein warmes Essen kaufen ist letztlich ihre Entscheidung. Das Geld geht auch für Drogen drauf: Alkohol, Zigaretten und Klebstoff. „Wann“, fragt Charlotte Addy von der GTZ, „hat ein nepalisches Kind schon mal die Chance hundert Rupien am Tag zu verdienen? Soviel Geld verdienen viele Erwachsene nicht am Tag“. Hundert Rupien, etwa drei Mark dreißig, dafür bekommt man in Thamel kein Bier. Aber für viele Nepalis sind hundert Rupien tatsächlich ein durchschnittlicher Tageslohn. Nicht nur für ein Kind sind hundert Rupien also richtig viel Geld. Noch dazu in Nepal, wo es nicht üblich ist, den Kindern Taschengeld zu geben. Wie auch? Bei hundert Rupien Tageslohn ist Taschengeld für die Kinder nicht drin. Aber selbst bei besserverdienenden Familien gibt es kein Taschengeld. Die Eltern bezahlen für die Kinder: Kino, Süßigkeiten und kleine Wünsche. Die Straßenkinder fühlen sich also zu recht frei und unabhängig.

„Seit ich bei CWIN bin, bin ich gut geworden“, sagt Sheshta. „Ich will Schauspieler werden“, sagt er zum Schluss. Als ich ihm die Kopfhörer gebe, um unser aufgezeichnetes Interview anzuhören, lächelt er zum ersten Mal.



## Abschied von einem Mythos – Kinderarbeit in Teppichfabriken

Seit Ende 1995 engagiert sich Rugmark gegen die Kinderarbeit in nepalischen Teppichfabriken. Gegründet wurde die Organisation von Entwicklungshilfeorganisationen, Teppichfabrikbesitzern und privaten Spendern. Rugmark ist sicherlich eine der bekannteren nepalischen NGOs. In Köln ist das europäische Büro von Rugmark. Deutschland ist der Hauptabnehmer der nepalischen Teppiche, erst weit dahinter folgen die USA.

Die nepalische Teppichindustrie hat durch die Kampagne gegen Kinderarbeit und auch durch die Arbeit von Rugmark einen empfindlichen Schlag versetzt bekommen. Das Interesse an den Teppichen ließ deutlich nach, nachdem die europäischen und amerikanischen Käufer erfuhren, unter welchen Bedingungen die Teppiche hergestellt wurden. Wurden sie das wirklich? Einige Menschen, mit denen ich gesprochen habe, und die nicht genannt werden möchten, sprechen von einer indischen List, mit der der nepalischen Teppichindustrie bewusst geschadet wurde. Was an diesen Gerüchten dran ist, habe ich nicht festgestellt. Tatsächlich ist der Schaden erheblich gewesen. Der Imageverlust ist bis heute nicht wieder gut gemacht. Manche Entwicklungshelfer schätzen den Schaden für das Land, die Industrie und die Menschen höher ein, als den Nutzen. Charlotte Addy, Projektleiterin bei der GTZ, der deutschen „Gesellschaft für technische Zusammenarbeit“, hält Rugmark inzwischen fast für überflüssig. „Die nepalischen NGOs haben in den neunziger Jahren sehr gute Arbeit geleistet“, sagt sie. „Heute arbeiten vielleicht noch tausend Kinder in Teppichfabriken. Die Fabrikbesitzer sind nicht daran interessiert, Kinder zu beschäftigen“. Zu groß ist der Imageverlust und zu gering ist der Nutzen. Die GTZ finanziert ein Kindergartenprojekt für die Kinder aus Teppichknüpferfamilien, an dem sich Fabrikbesitzer und Teppichknüpfer begeistert beteiligen. Mütter, die sich während der Arbeit um ihr kleinen Kinder kümmern müssen, knüpfen nicht so gut Teppiche und schaffen weniger Quadratmeter. Es ist eine einfache Kosten-Nutzen-Rechnung.

Ich bin bei Rugmark verabredet. Das Büro ist im New Plaza untergebracht. Das Haus sieht so aus wie es heißt: Viel glänzender Marmor, um die Ecke ist das Parlamentsgebäude, und die spiegelnden Aufzüge fahren mit westlicher Musikberieselung. Im Büro erwartet mich Dipa Regmi. Sie ist eine der „Programme Officer“ von Rugmark und wird mit mir zu einer von Rugmark zertifizierten Teppichfabrik fahren, sowie in einige der „Rehabilitationcentre“ für die Kinder. Rugmark geht es gut. Ich bekomme eine professionelle Pressemappe mit viel Papier, Zahlen, Fakten, Hochglanzprospekten mit glücklich lächelnden Kindern und einem Aufkleber „We support Rugmark“. Die Fabrik, die wir uns anschauen, gehört zu den „mittelguten“, sagt Dipa. Ich sehe Erwachsene an Webstühlen, die so groß sind, dass ich mir nicht vorstellen kann, dass solche Webstühle von Kin-

dern bedient werden können. Die Fabrik ist nicht besonders schmutzig, laut oder staubig. Die Wolle wird mit Naturfarben aus der Schweiz gefärbt. Bis auf ein paar kleine Kinder, sind keine Kinder zu sehen. Die Teppicharbeiter leben mit ihren Familien auch auf dem Gelände. Direkt über der Arbeitshalle sind die Wohnungen, oder besser Schlaf- und Kochstellen, der Familien. Wie es da aussieht darf ich nicht sehen. Dipa lächelt auf meine Frage nach den Bedingungen dieser „Wohnungen“. „Well...“, sagt sie. Mehr nicht. Zafar Ahmed, der Fabrikbesitzer und einer der Gründer von Rugmark, versichert mir: „Meine Arbeiter verdienen im Schnitt zwischen drei- und viertausend Rupien im Monat und können sich eine Privatschule für ihre Kinder leisten“. Später bestätigt mir Dipa die Zahl. Ein paar von den kleinen Kindern helfen beim Wolle aufwickeln. Aber hier von Kinderarbeit zu sprechen, erscheint mir übertrieben. Ehrlich gesagt hatte ich in einer Fabrik, die die Rugmarkbedingungen unterzeichnet hat, auch keine Kinderarbeit erwartet. Dipa zuckt die Schultern: „Sehr viele Teppichfabriken haben sich verpflichtet, unsere Bedingungen einzuhalten“. Mir kommt die Stimmung aller Beteiligten eher so vor, als wollten alle die gerade zart wiedererblühte Pflanze Teppichproduktion schützen. Alle wirken sichtlich bemüht, die Imageverluste der Vergangenheit durch vorbildliche Bedingungen wieder gut zu machen. Kinderarbeit wäre da fehl am Platz. „Wenn dies das Ergebnis von Rugmarks-Arbeit wäre“, denke ich, „wäre es nicht schlecht“.

Wir fahren weiter in die Rugmark Kinderheime. Ich weiß nicht, wie viele Kinderheime ich mir in Nepal angeschaut habe. Zehn sind es zum Schluss ganz bestimmt gewesen. Die Kinder in den Heimen bekommen eine Schulbildung, in der Regel (nicht immer) genügend zu essen und sprechen alle leidlich gut englisch. Engagiertere Heime „kümmern“ sich auch nach der Schule um die Kinder. Bei Rugmark gibt es nach der Schule Tanz- und Singgruppen. Die Rugmarkhäuser liegen im guten Mittelfeld. Die Kinder, mit denen ich spreche, erzählen von der Arbeit in der Fabrik. Ein Junge zeigt mir seine Narben zwischen den Fingern. Kein Kind ist unter zwölf Jahre alt, die meisten sind älter. Bei allen Kindern, mit denen ich spreche, liegt die Zeit als Kinderarbeiter schon mindestens ein Jahr zurück. Nachdem ich abends einen Blick auf das Zahlenmaterial von Rugmark geworfen habe, finde ich eine Erklärung. 1999 hat Rugmark insgesamt 35 Kinder aus Teppichfabriken gerettet. Wieviele von diesen Kinder in ein Rugmark Kinderheim gekommen sind, und wieviele zu ihren Familien zurückgebracht wurden, ist den Zahlen nicht zu entnehmen. Ich werfe einen Blick auf die Gesamtbilanz von Rugmark. Von 1996 bis Ende 1999 hat Rugmark 347 Kinder, die in Teppichfabriken arbeiteten, gerettet. 121 davon waren Mädchen, 226 Jungen. 150 dieser Kinder konnten wieder mit ihren Familien vereint werden. Ohne zynisch sein zu wollen: Ich finde diese Zahlen als Gesamtbilanz einer so bekannten Organisation wie Rugmark klein. Ich frage mich, was all die Rugmark-Mit-

arbeiter in dem großen Büro des New Plaza Buildings tun? Hat jedes Kind einen eigenen Betreuer? Mich beschleicht der Gedanke, das Entwicklungshilfe auch ein Geschäft ist, von dem nicht nur die Bedürftigen leben. Ich will das nicht verurteilen. Was gäbe es für mich in Nepal mit einem abgeschlossenen Hochschulstudium zu tun? Arbeit ist in Nepal selbst für gut ausgebildete Menschen Mangelware. Die Stelle bei einer NGO wie Rugmark gehört zu den Traumjobs. Und an jedem Arbeitsplatz hängt in der Regel eine Familie.

Trotzdem frage ich mich: „Wozu der ganze Hype?“ Was ist mit den Kindern, die unter mittelalterlichen Bedingungen in Mienen arbeiten? Was mit denen, die als Steinklopfer mit ihren Familien in den Flußtälern sitzen, von Baustelle zu Baustelle ziehen und per Hand Straßenschotter herstellen? Ich will nicht von dem Heer der „domestic servants“ reden, den Kindern, die als Haushaltshilfen teilweise wie Sklaven leben. Und schon gar nicht von der Masse der Kinder, die auf dem Land arbeiten.

Aber 347 Kinder in vier Jahren? Kann man so zählen? Natürlich nicht. Jedes einzelne von diesen Schicksalen war die Mühe Wert. Was sagte Charlotte Addy mir: „Die nepalischen NGO's haben in den neunziger Jahren sehr gute Arbeit geleistet“. Dem ist nichts mehr hinzuzufügen. Vielleicht kümmert sich Rugmark jetzt einfach um andere Kinder. Wäre doch eine gute Sache.

Ein kleiner Nachtrag:

Mein Vorsatz, in Nepal über die Kinderarbeiter in Teppichfabriken zu schreiben, scheiterte, weil es das Problem schlicht nicht mehr gibt. Verschiedene Entwicklungshilfeorganisationen bestätigten mir meinen Eindruck. Kinderarbeit in Teppichfabriken gibt es in Nepal (fast) nicht mehr. Wann scheitert eine Recherche schon Mal aus einem guten Grund?

## **Danke**

Die Zeit in Nepal wird für mich immer eine besondere Zeit bleiben. Ich habe viel gelernt und viele Erfahrungen gemacht. Nur gute.

Eine Menge Menschen haben mich unterstützt, in Deutschland und in Nepal. Mein Dank geht an alle. Einige möchte ich trotzdem hervorheben.

Dank an die Heinz-Kühn-Stiftung, die mir die einmalige Chance gegeben hat, drei Monate lang in einem aufregenden, fremden Land gründlich zu einem Thema zu recherchieren. Was mir am Anfang wie eine kleine Ewigkeit erschien, war am Ende fast zu kurz.

Mein besonderer Dank geht an zwei Kollegen von der Deutschen Welle: Bedanken möchte ich mich bei Günther Knabe, dem Leiter der Asienabtei-

lung. Er stattete mich, ohne mich vorher zu kennen, mit so reichen Empfehlungsschreiben aus, dass mir schon alleine damit in Nepal nichts mehr passieren konnte. Bedanken möchte ich mich auch bei Anke Rasper, Redakteurin im englischen Programm der Deutschen Welle. Sie war, kurz vor meiner Abreise nach Nepal, in Kathmandu und betätigte sich als Feuerwehr, als mein geplantes Praktikum bei Nepal Television (NTV) zu scheitern drohte. Es hat dann tatsächlich doch alles geklappt.

Bedanken möchte ich mich auch bei den Kollegen von NTV: Sie haben mich herzlich und kollegial aufgenommen.

Dank an Charlotte Addy, Projektleiterin der GTZ in Nepal. Sie ließ mich ihr GTZ Projekt in Doti, Nepal's „Wildem Westen“, besuchen. Die zehn Tage in Doti, abseits von jedem touristischen Pfad, gehören zu meinen besten Erinnerungen. Dank an Mohan Raj Sharma, der mir in Doti immer mit Rat und Tat geholfen hat. Dank auch an Andreas Falk, dem 1. Vorsitzenden der Deutsch-Nepalischen-Hilfsorganisation, der mich zu einer unvergesslichen Feier nach Lamidanda mitnahm. Ich habe alle Blumen ganz unverdient bekommen. Dank an Ludwig Debusch, der mit vielen Tipps und seinen ausführlichen Internetseiten meine Reiseplanung wesentlich unterstützt hat. Dank an Gereon Wagener, der so unvorsichtig offen mit einer Journalistin über das schwierige Thema „girls-trafficking“ gesprochen hat. Und an Rolf Schmelzer, der mich mit vielen interessanten Gesprächspartnern bekannt gemacht hat.

Dank an: Dr. Novel Kishore Rai, Ram Thapa, Philipp Thapa, Erika Becker, Geeta Manandhar, Ann-Katrin Bauknecht, Indira Rana, Philipp Holmes, Gerald Heng und die Kinderhilfe Mainz. Ich habe bestimmt noch jemanden vergessen und hoffe, Sie sehen es mir nach.

Zum Schluss geht mein herzlicher Dank an Erdmuthe Op de Hipt und Ute Maria Kilian von der Heinz-Kühn-Stiftung, die mich und mein Projekt mit soviel Aufmerksamkeit und Herzlichkeit „betreut“ haben.